



Seit der Gründung des Caritas Baby Hospital vor gut fünfzig Jahren bringen im Heiligen Land Eltern ihre Kinder nach Bethlehem, wenn sie medizinische Hilfe brauchen oder aufgepäppelt werden müssen.

Die Kinder von Bethlehem

Von Karin Wenger (Text) und Peter Dammann (Bilder)

ES RIECHT NACH FISCH. Nach verbranntem Fisch. Der Durchzug, der durch das kahle Haus fährt und an Menschen und Gardinen leckt, wird den Gestank bald wegtragen, durch die Mauerritzen hinaus ins Dorf Beit Kahel und über die Hügel des Heiligen Landes Richtung Hebron oder Bethlehem. Seine Frau habe geschimpft, weil er den Fisch verbrannt habe, sagt Naim Ataune zur Sozialarbeiterin, und dann zu sich selbst: «Wie dünnhäutig wir geworden sind in den letzten Monaten.» Naim hat Hände, stark und gross wie Schaufeln, aber Kopf und Schultern erinnern an die Trauben an der Hauswand, die schwer an den Ästen hängen. Müde ist er, wie das Baby in den Armen seiner Frau Mariam. Im vergangenen Mai, als die Wehen einsetzten, acht Wochen zu früh, fuhr Mariam sofort nach Jerusalem. Der Name ihres Kindes sollte unbedingt in eine blaue Jerusalemer Identitätskarte eingetragen werden. Nur mit dieser Karte würde es auch in Zukunft ohne Spezialbewilligung aus dem Westjordanland nach Israel reisen können. Blau ist die Farbe der Bewegungsfreiheit, und diese ermöglicht Arbeit. Die Karten der Palästinenser aus dem Westjordanland dagegen sind grün. So grün wie im Frühling die Hügel, über die die Menschen auch im Sommer, Herbst und Winter wandern, wie Gefangene mit Blick über die Mauer und die Sperrzäune, die das Westjordanland umschliessen.

Am 17. Mai klopfte Mariam beim Makassad-Spital in Jerusalem an. Die Hebamme untersuchte sie, schüttelte den Kopf: «Ein schwieriger Fall», zu schwierig für sie, denn die Ärzte seien in den Ferien, niemand könne helfen. Die Zeit drängte. Das Kind wollte auf die Welt. Mariam wurde ins Hadassha-Spital geschickt und dort als Notfall akzeptiert und entbunden. Die zu früh geborene Aya war krank. Die Gedärme waren unterentwickelt, zudem verdreht, und Aya musste am ersten Tag nach der Geburt operiert werden. Drei Monate blieb das Baby im Hadassha-Spital in Jerusalem. Die Rechnung war hoch. «Wie soll ich denn 51 000 Schekel bezahlen?», fragte Naim, der nicht nur keine Versicherung, sondern auch kein regelmässiges Einkommen hat, die Spitalbehörden. «Zahlen Sie in Raten», war die Antwort. Und Naim stottert ab, Monat für Monat.

«Vom Hadassha-Spital kamen sie dann zu uns ins Caritas Baby Hospital der Kinderhilfe Bethlehem. Wir versuchten Aya mit allen Mitteln am Leben zu erhalten», erinnert sich die 35-jährige Sozialarbeiterin Lina Rahil. Nach sechzehn Tagen wurden Mutter und Kind nach Hause entlassen. Manchmal schaut die Sozialarbeiterin in Beit Kahel vorbei, um sich nach dem Befinden der Kleinen zu erkundigen. Aya verträgt nur eine ganz spezielle Milch. Eine Schachtel Milchpulver kostet 265 Schekel, das sind 88 Franken. Alle fünf Tage braucht sie eine neue Schachtel. Auch noch dafür das nötige Geld aufzutreiben, erscheint Naim schlicht unmöglich. Dabei ist ihm jeder Job recht, auch Automechaniker oder Anstreicher, obwohl er eigentlich den Master für Business-Administration von einer Universität in Virginia hätte und früher sogar Direktor eines

Spitals war. Derlei Papiere sind ohne Wert in Zeiten der kollektiven Arbeitslosigkeit. Als er noch einen Fahrausweis hatte, fuhr er Palästinenser ohne Arbeitsbewilligung durch Schlupflöcher in der Mauer nach Israel. Zweimal wurde er erwischt, ins israelische Gefängnis gesteckt und mit monatelangem Fahrausweisentzug bestraft. Jetzt wartet er auf die Gerichtsverhandlung, hofft auf eine Busse in Form von Gemeinschaftsarbeit, vielleicht Strassenkehren. Er schämt sich seiner Lage, fühlt sich hilflos, abhängig. Auch deshalb geht Lina auf Hausbesuch zu den Familien, deren Kinder vom Baby-Spital in Bethlehem betreut werden: Sie klärt die Einkommensverhältnisse und Lebensumstände ab und entscheidet dann, wie viel Hilfe das Spital gewährt. «Sechs Schachteln Milch pro Monat», verspricht sie Naim und Mariam. «am Ersten des nächsten Monats bringe ich die erste.» Mariam wischt sich die Tränen ab, klopft Aya mit einer Hand auf die rosa Strampelhosen und streckt die andere dankbar Lina entgegen.

Im Van des Kinderspitals fahren wir über die holprigen Strassen und durch die engen Gassen der Dörfer um Hebron und Bethlehem zurück zum Spital. An manchem Dorfeingang stehen Soldaten, die Gewehre geschultert. Ein Palästinenser, der aus seinem Krämerladen hastet, als er das Spitalauto gewahrt, klopft an die Scheibe: «Mein fünfjähriger Sohn spricht nicht mehr, seit die Soldaten das Haus durchsucht haben. Was soll ich tun?» Später wird die Chefärztin des Kinderspitals sagen, dass psychische Krankheiten, Bettlässigkeiten, Bauchschmerzen, Depressionen vom Stress der Eltern, der sich auf die Kinder überträgt, stark zugenommen haben seit dem Ausbruch der Intifada. Der Schweizer Ernst Langensand, Mitglied des Spitalvorstands, wird von Vernetzung sprechen, von Aufklärung



Das Spital als Zuflucht: Hier wird niemand abgewiesen.

der Eltern, von Zusammenarbeit mit anderen Spitälern, von Langfristigkeit und davon, dass man sich im Kinderspital in Zukunft mehr mit den Traumata auseinandersetzen wolle. Sie gehörten heute neben den klassischen Armeleutkrankheiten unübersehbar zum Krankheitsbild der Kinder. Ähnlich wie der Stress und die Depressionen zu den Müttern und Vätern.

IMMER HABE IHR ONKEL VON SEINEN KINDERN und seinen Müttern in Bethlehem erzählt, wenn er wieder einmal in der Schweizer Heimat aufgekreuzt sei und der Dorfpfarrer in Sins sagte: Schau her, der Zigeunerpfarrer ist wieder da. Hanni Kawwas erinnert sich lebhaft an ihren Onkel Pater Ernst Schnydrig, den Mitbegründer des Caritas Baby Hospital in Bethlehem. Bittere Armut kannte er von seinem Elternhaus in einem Walliser Bergdorf, wo die Mutter das Brot in den Keller legte, damit es hart wurde und länger gekaut werden musste. Das Theologiestudium war für Schnydrig die einzige Möglichkeit, der Armut zu entfliehen. Gottesbewusst sei er schon gewesen, dazu sehr praktisch veranlagt, auch ein guter Redner und Schreiber. Mit der Engstirnigkeit der Schweiz wusste der junge Pater jedoch wenig anzufangen. Er zog los, um aus Menschen Christen zu machen. Im Laufe der Zeit habe er dann gemerkt, dass er aus Christen Menschen machen musste, lacht die Krankenschwester Hanni, die selbst jahrelang fürs Baby-Spital gearbeitet hat. In Bethlehem lernte er Hedwig Vetter, die Schweizer Delegierte der Caritas, und den palästinensischen Arzt Antoine Dabdoub kennen. Beide beklagten die mangelhafte medizinische Versorgung der Kinder. Und dann kam jener Heiligabend 1952. Auf dem Weg zur Geburtskirche schenkte Schnydrig einen Vater sein totes Kind in der Nähe eines palästinensischen Flüchtlingslagers betrogen. Mit einem Schlag wird ihm klar: Es braucht ein Kinderspital. Er mietet ein Haus, stellt vierzehn Betten hinein und nennt es «Caritas Baby Hospital». In der Schweiz gründet er zusammen mit der Caritas Schweiz und dem Deutschen Caritasverband die Kinderhilfe Bethlehem als unabhängigen, internationalen Verein. Spenden aus der Schweiz, Deutschland, Italien und Österreich halten das Projekt der Hoffnung am Leben. 1978 wird das Provisorium durch einen modernen Bau aus hellem Jerusalemstein ersetzt. Über achtzig Betten stehen nun den kleinen Kranken zur Verfügung. Im Laufe der Jahre kommen ein Sozialdienst, eine Krankenpflegeschule und ein Ambulatorium hinzu. Pater Schnydrig erlebt die Einweihung der neuen Einrichtung nicht mehr. Er stirbt wenige Tage zuvor. Sein Vermächtnis steht im Grundstein des Neubaus: «Wir haben den Ärmsten geholfen, so gut wir konnten, und haben dabei nie nach Rasse oder Religion gefragt.» Unerschütterlich habe er an einen möglichen Frieden zwischen Israeli und Palästinensern geglaubt. Umso mehr habe es ihn geschmerzt, dass die Zustände nicht menschlicher sind, sagt die Nichte.



Wegen der Strassensperren und der Mauer kommen die Patienten nur noch aus der näheren Umgebung. Viele leiden an Armeleutkrankheiten und werden kostenlos behandelt, wenn die Not es erfordert.

EIN SPITAL ALS FRIEDENSBRÜCKE: Das wollte Pater Schnydrig, und so sehen die Spitalmitarbeiter ihren Auftrag noch heute. Doch die Brücke ist schmal, die Schwierigkeiten sind mannigfaltig. Im Caritas Baby Hospital existiert keine chirurgische Abteilung, und in den schlecht ausgerüsteten palästinensischen Spitälern können komplizierte Operationen nicht durchgeführt werden. Deshalb werden die Kinder nach Möglichkeit für Operationen in ein Spital nach Israel gebracht. «Die Bürokratie ist dabei das Problem, nicht die israelischen Ärzte, die sehr gut kooperieren», sagt ein Mitarbeiter. Seit die Mauer Bethlehem von Israel und damit auch von Jerusalem trennt, braucht es für jeden Transfer, für jedes Kind, stunden-, manchmal tagelange Koordinationsarbeit. Oft bleiben die Eltern an der Mauer auf der palästinensischen Seite zurück. Und dann die Kosten. Der Transport zum wenige hundert Meter entfernten Grenzübergang in der Mauer kostet 50 Schekel. Das Baby wird ausgeladen, zu Fuss auf die andere Seite gebracht, in eine israelische Ambulanz gehoben, in ein Jerusalemer Spital gefahren. Macht 300 Schekel. Die wenigsten Eltern können sie bezahlen. Geschweige denn die Operationskosten oder die anschliessende Pflege im Baby-Hospital. Schuld daran sind die hohe Arbeitslosigkeit und die damit einhergehende Armut. Seit Ausbruch der zweiten Intifada werden israelische Arbeitsgenehmigungen nur noch spärlich an Palästinenser vergeben. Zu den neuen Armen gehören seit der Wahl der Hamas und dem internationalen Boykott auch die Angestellten der palästinensischen Autonomiebehörde. Seit Monaten haben sie keine Löhne mehr erhalten. Deshalb wird auch in den öffentlichen Spitälern gestreikt, worauf die kranken Kinder ins Baby-Spital gebracht werden. Das merke man sofort.

Für jene, die nicht mehr bezahlen können, springt die Kinderhilfe Bethlehem in die Bresche und übernimmt alle Kosten. Niemand werde hier abgewiesen, das sagte schon Pater Schnydrig. Und es kommen immer mehr. 31 000 Kinder alleine im Jahr 2005. So viele waren es noch nie. Obwohl sie nur noch aus den umliegenden Dörfern bis Hebron, vielleicht noch aus Ramallah kommen können und nicht mehr aus dem Norden, aus Nablus, Kalkilya, Jenin. Wegen der Mauer und der Strassensperren, die das Reisen für viele auch innerhalb des Westjordanlandes verunmöglichen. Rattenschwanz der Besatzungspolitik.

«GENETISCH BEDINGTE KRANKHEITEN haben zugenommen in den letzten Jahren. Wegen der Armut und weil die Leute nicht mehr reisen können, heiraten sie immer öfter im engsten Familienkreis, im Dorf. Das ist billiger. Herzfehler, Down-Syndrom, Nierenkrankheiten treten häufiger auf. Im Sommer sind die typischen Infektionskrankheiten Durchfall und Erbrechen, im Winter Bronchitis und Lungenentzündungen. Ferner sehen wir Unterkühlungen, weil die Häuser nicht richtig geheizt sind. Hinzu kommen psychische Störungen und dann natürlich Mangelernährung bei Kindern, deren Mütter schon unterernährt sind und deshalb nährstoffarme Milch haben.» Hiyam Marzouqa, die in Würzburg ausgebildete palästinensische Chefärztin, geht langsam durch die Reihen der Kinderbetten und Inkubatoren in der Neugeborenenstation. In der Hand die Krankenblätter: Abd-el Ruhman Samer, Frühgeburt, 1,7 Kilogramm, Schluckschwäche. Abdel Rahman Mazen Abed-Rabobo, Speiseröhren-Lungen-Verbindung. Sollte zur Untersuchung ins Al-Makassad-Spital nach Jerusalem transportiert werden. «Wir arbeiten an der Bewilligung für die Mutter.» Dort zwei Kinder unter

einer blauen Lampe: Gelbsucht. Ein nackter Säugling im Inkubator, die Fäustchen klein wie Baumtüsse. Viraler Infekt. Und der Winzling mit den dunklen Seidenhaaren? Trisomie 13. Er wird nicht lange leben. Zwischen zwei Bettchen eine Mutter im blauen Kittel, die Lippen tiefrot geschminkt, den Blick auf ihr unterernährtes Mädchen gesenkt: 3,2 Kilogramm, auch nach zwei Monaten nur wenig mehr als das Geburtsgewicht. Die Mutter wendet sich der Ärztin zu: «Ich habe kein Geld. Mein Mann wird von den Israeli verfolgt. Meine Milch ist wie Wasser.»

Über dem Kopf des drei Monate alten Qutaiba Fares Jumhour eine durchsichtige Haube. Sie versorgt ihn mit Sauerstoff. Aus seinen Händchen wachsen Schläuche wie Bonsai-Äste. Wenn die Physiotherapeutin Amal Nasar dreimal am Tag die Haube hebt, schiebt sie einen Schlauch in den kleinen Rachen, saugt den Schleim ab, der sich tief in den Lungen angesammelt hat. Qutaiba ist einer von zwei Zwillingen. Was den Kindern fehlt, weiss niemand genau, deshalb wurde Qutaibas Bruder zur Untersuchung in ein Spital in Israel gebracht. «Unruhig ist er. Als ob er von einem inneren Motor angetrieben würde. Seit wir mit ihm arbeiten, ist es ein wenig besser geworden. Manchmal hält er sogar den Kopf still», sagt Amal, bevor Qutaiba wieder unter der Haube verschwindet.

«Bravo», flüstert die deutsche Physiotherapeutin Margit Lindner und legt die Daumen unter die Schulter von Basmala, sanft, als prüfe sie die Konsistenz einer Aprikose, und Basmala seufzt tief, entspannt. Basmala, geboren am 15. Mai 2004 in Bethlehem, schwerbehindert, die dünnen Ärmchen an den Brustkorb gepresst, den Kopf starr in den Nacken gelegt, in der Nase eine Magensonde. Alleine könnte sie nicht schlucken. Wenn die Physiotherapeutinnen arbeiten, atmet die Zeit in langsamen regelmässigen Zügen. Keine Hast, kein Hü, kein Hott. Jede Bewegung wie eine langgezogene Note. «Es ist, als ob wir mit dem Kind eine Melodie spielten. Manchmal spielen wir lauter, manchmal leiser. Mit ihr muss man ganz leise spielen. Basmala fürchtet sich vor Bewegungen.» Aber diesmal weint sie nicht. Sie kann die Bewegung nachvollziehen.

IM TREPPENHAUS RIECHT ES NACH ANGERÜHRTER MILCH. Auch nach Sauberkeit. Nicht nach Bohnerwachs, nicht nach Desinfektionsmitteln, aber sicher nach Schweiz, Ordnung, Organisation.



Manchem kleinen Patienten wird das Spital zur zweiten Heimat.

Manchmal wird die Ordnung durcheinandergebracht, weil die Kinder ungeachtet ihrer Krankheit leben und spielen wollen. In der Sektion B unter dem Tisch der Krankenschwestern erklingt ein Kinderlachen, glockenhell. Dann schiebt sich ein Stuhl unter dem Tisch hervor und nach dem Stuhl ein brauner Haarschopf, ein Gesicht dreht sich in die Höhe mit einem Mund, aus dem das Lachen kullert wie die Milchtropfen auf die Handrücken der Krankenschwestern, wenn sie die Temperatur testen. Ilham Taysir-Rabayah, zwei Jahre und vier Monate alt, geboren mit einer Analstenose, einer Verengung des Darmausgangs. Wenn sie die Stühle verschiebt, wippt das Säcklein mit dem Beutel, in dem sich ihre Exkremente sammeln, an ihrer Seite auf und ab. Der künstliche Darmausgang gehört zu Ilhams Leben, ganz selbstverständlich, wie zu anderen Kindern der Schnuller oder das Bilderbuch. Für die Krankenschwestern und Ärzte ist sie der Sonnenschein der Abteilung. Und was noch viel wichtiger ist: Sie isst. Zwölf Kilogramm soll Ilham auf die Waage bringen, damit in einer zweiten Operation ihr künstlicher Darmausgang wieder geschlossen und der After erweitert werden kann. Erst dann darf sie nach Hause. Ob sie das will? Die meiste Zeit ihres Lebens hat sie doch im Kinderspital verbracht und verlor jedes Mal Gewicht, wenn sie eine Weile zu Hause war. Dort gilt sie als Behinderte und wird nur mit dem Allernötigsten versorgt. Unterernährt, wie sie dann ist, kommt sie jeweils wieder in die Sektion B, verschiebt fröhlich lachend Stühle, während die Ärzte und Krankenschwestern über ihr Gewicht wachen, damit sie endlich operiert werden und hernach ohne Behinderung zu Hause aufwachsen kann.

DIE SOZIALARBEITERIN LINA ERZÄHLT: «Gestern war ich an einem Fortbildungskurs zum Thema Missbrauch von Frauen und Kindern. Das hat zugenommen in letzter Zeit. Die äussere Gewalt wirkt sich auf die Familie aus. Aber in unserer Gesellschaft reden wir nicht darüber, vor allem nicht über sexuellen Missbrauch. All dieser Inzest, und niemand wagt darüber zu sprechen. Nicht einmal die Frauen. Sie sagen: «Nicht so schlimm, es ist ja dein Vater.» Wir informieren das Sozialdepartement der Autonomiebehörde. Aber eingreifen können wir nicht.»

Lina wartet einen Moment im Auto, als ob sie Kraft sammeln müsste vor ihrem nächsten Hausbesuch. Dort am Hang, mit Blick über das Tal, durch das einst das Trinkwasser aus Salomons Sammelbecken nach Jerusalem floss, liegt das Haus. Aus dem untersten Stockwerk dringt das Meckern von Ziegen. Darüber liegt die Wohnung, wo der Pascha mit seiner Frau, seiner 105-jährigen Mutter, seinen drei Söhnen, deren Kindern und Frauen wohnt. Unter ihnen auch Maschdulin. Siebzehn Personen in fünf Zimmern.

Der Alte hockt am Boden vor der Tür, den Stock in der Hand. Wenn er die Kinder ruft, bleiben sie im Türrahmen stehen, ausser Reichweite des Stocks. Geisterhaft schleichen die Schwiegerstöchter über den Flur. Wortlos verschwinden sie, wenn die Urgrossmutter aus dem Zimmer schlurft und rufen: «Maschdulin, machst du nun endlich das Essen, oder soll ich noch verhungern?» Maschdulin zieht stumm den Kopf ein und eines ihrer fünf Kinder auf den Schooss. Mit Lina spricht sie nur im Flüsteren. Die Wände sind dünn, die Ohren der Schwiegermutter gut. Von Anfang an war sie bloss eine Geduldete gewesen. Ihr Schwiegervater hätte lieber eine andere Frau an der Seite seines Sohnes gesehen als Maschdulin, die Tochter seines Bruders. Mit diesem Bruder ist er seit Jahren zer-



In Bethlehem ist die Mauer fertig gebaut. Jeden Freitagabend beten die Schwestern dort für den Frieden. «Als Christus zur Welt kam, waren die Zeiten schlimm», sagt Schwester Erika, «sie sind es noch immer.»

stritten, ebenso mit seinem Sohn, der einmal vom Vater geborgtes Geld einem Freund geliehen hatte. Das Geld kam nie zurück. Deshalb hockt nun der Vater gleich einem Pförtner an der Haustür und nimmt Abend für Abend, wenn der Sohn nach Hause kommt, alles, was dieser tagsüber verdient hat, an sich. Deshalb liegt Maschdulins Brautgold bei der Schwiegermutter. Deshalb hat der Vater seinen beiden anderen Söhnen die Wohnung und die Zweitwohnung versprochen und Maschdulins Mann nur das Dach, auf dem er bauen könnte, wenn er Geld hätte. Und deshalb wurde Maschdulins Kindern das fensterlose Zimmer mit den schimmlichen Wänden zugeteilt. An Milchschorf, Bronchitis, Anämie, vergrösserter Niere, Unterernährung litten Maschdulins Kinder, als sie vor Monaten mit ihnen das Baby-Spital aufsuchte. Die Kinder wurden gepflegt und wohlversorgt mit Milchpulverpackungen nach Hause geschickt. Sie kamen bald wieder nach Bethlehem. Maschdulins Schwägerinnen hatten sich das Milchpulver angeeignet und für ihre Kinder verwendet.

Lina sagt: «Ihr müsst euch emanzipieren. Dein Mann muss sich wehren.» Dieser jedoch liefert schweigend das Geld ab zum Bezahlen der Rechnungen. Schliesslich hat ihn der Vater einmal nach einem Streit mitten in der Nacht mit Frau und Kindern auf die Strasse gesetzt. Und wenn Lina mit dem Schwiegervater sprechen würde, hiesse es: Maschdulin, du plauderst die Geheimnisse des Hauses aus. Und dann wäre alles nur noch schlimmer. Deshalb sagt auch Maschdulin nichts. Auch nicht zu ihrem Mann, dessen Frustration sie immer wieder am eigenen Leib zu spüren bekommt. Nur zu Lina. Die hat den Kindern einen lustigen Stoffclown mitgebracht, dem bald ein Auge fehlt. Und Lina hört zu, schweigend, weil sie nicht mehr weiss, wie sie diese Frau und ihre Familie aus ihrem Gefängnis befreien könnte. Weil Sozialarbeit Grenzen hat.

HUNDERT SCHRITTE HINTER DEM BABY-SPITAL zieht sich die Grenze als Betonmauer der Strasse entlang und um die Häuser, wie ein Magenband, das immer enger geschnallt wird. Acht Meter hoch ist sie hier, vor einem Jahr fertig gebaut. Wenn man davorsteht, muss man den Kopf in den Nacken legen, um den Himmel nicht aus den Augen zu verlieren. Sie windet sich von drei Seiten um ein Haus und schneidet die Strasse, die vor zwei Jahren noch die Hauptstrasse von Jerusalem nach Bethlehem war. Das einzige Lebenszeichen ist ein schlafender Hund. Hinter der Mauer Maschinengeräusche. Das Grab von Rahel, der Frau Jakobs, wird eingemauert, annektiert. Kein Zutritt für Touristen. Doch die bleiben ohnehin seit Jahren weg. Zu gefährlich, glauben sie. Der «jewellery shop» ist vergiftet, nicht wegen irgendeiner Gefahr, sondern weil niemand mehr kommt. Das Restaurant mit «Bethlehems bestem Kebab» ist menschenleer. Auf der Strasse ein Souvenirverkäufer mit baumelnden Ketten. «Billig», sagt er, «wirklich billig.» An die Mauer gesprayt, in bunter Schrift: «Aus der Asche der Hoffnungslosigkeit entspringen die Flammen der Hoffnung» und «Die Mauer verhaftet uns alle» und «Gott wird die Mauer zerstören».

«Gott hat den Glauben an seine Kinder nicht verloren. Er gibt nicht auf», sagt Schwester Erika, eine Franziskanerin vom Orden der heiligen Elisabeth von Padua und Leiterin des Pflegebereichs des Caritas Baby Hospital. An Jesu Geburtsort mit Kindern zu arbeiten, sei ein Zeichen der Hoffnung. Obwohl: «Damals waren die Zeiten schlimm. Sie sind es noch immer.» Seit Bethlehem zum

Spenden als Lebenselixier

Seit der Gründung des Caritas Baby Hospital in Bethlehem im Jahr 1952 finanziert sich das Spital ausschliesslich durch Spenden aus der Schweiz, Deutschland, Italien und Österreich. Der Verein Kinderhilfe Bethlehem, der das Spital leitet, sammelte im Jahr 2005 9,8 Millionen Schweizerfranken, was über 90 Prozent der Einnahmen entspricht. Das Caritas Baby Hospital ist bis heute die einzige Kleinkinderklinik in den besetzten Gebieten für die rund 500 000 Kinder, die weniger als vier Jahre alt sind. Das Spital hat 82 Betten, ein Ambulatorium, eine Mütterberatungsstelle, eine Pflegerinnerschule und einen Sozialdienst.

Das «Mitternachtsoffer», das in den katholischen Kirchen der Schweiz an Heiligabend gesammelt wird, kommt der Kinderhilfe Bethlehem zugute (Kinderhilfe Bethlehem, PC 60-20004-7; www.khb.ch).

Gefängnis geworden ist, beten die Schwestern jeden Freitag an der Mauer für den Frieden. Regelmässig sieben bis zwölf Personen, manchmal kommen auch die Franziskanerpater und Mönche. Nein, Protest könne man das nicht nennen, viel eher eine friedliche Form von Demonstration. Sogar die Soldaten hätten sich an die Frauen in ihren weissen Ordensgewändern, auf denen das schlichte Silberkreuz glänzt, gewöhnt. «Wir sind noch nicht bereit für den Frieden, den Er versprochen hat», meint Schwester Erika. Friede sei nur möglich, wenn die Menschen lernten, die von Gott gewollte Freiheit gut zu nützen. Nicht, wenn sie sich höher stellten als andere und dabei zu Unterdrückern werden. Ernst fragt sie: «Ist es nicht widersinnig, dass das Heilige Land so unheilig ist? Aber es sind die Menschen, die es so machen.»

DEN GLAUBEN AUFRECHTZUERHALTEN an einem solchen Ort, sei schwierig, sagt Vater George, der Organist der Franziskaner. Er sitzt im Garten der katholischen Kirche, die symbiotisch an die Geburtskirche angebaut ist, beklagt sich über die Abwanderung der Christen und das Verhältnis zu den griechisch-orthodoxen Hütern der Geburtskirche. Bis vor kurzem sei dieses Verhältnis äusserst angespannt gewesen, es habe Zank gegeben, wer wann die Kirche



Nicht nur medizinische Kompetenz, auch Berührungen heilen.

putze, wer wann beten dürfe. Aber nun habe man sich zu einem grossen Schritt durchgerungen: Einen Schlüssel zur Geburtskirche besitzen jetzt nicht mehr nur die Vertreter der Griechisch-Orthodoxen, sondern auch jene der Franziskaner und der Armenier.

Die Geburtskirche ist leer und dunkel. Ein griechisch-orthodoxer Mönch schabt Bienenwachs vom Marmorboden. Ab und zu kramt er ein Handy aus seinen langen schwarzen Flügelärmeln. Vereinzelt Gläubige zünden neue Bienenwachskerzen an, wispern Gebete, streifen mit den Lippen die Ikonen. Jesus am Kreuz. Jesus in der Krippe. Maria über ihn gebeugt. Aus der Geburtsgrube, da, wo Er zur Welt gekommen ist, erschallen die Stimmen des Priesters und der Mönche, die Ihn lobpreisen mit vollen Bäsen. Um sie der Weihrauch und die Myrrhe, die sie einhüllen wie Herbstnebel.

EIN GESCHENK GOTTES seien ihre Zwillinge Bara und Jasmin, sagt Naja. Ein federleichtes Geschenk. Bei der Geburt am 11. Mai dieses Jahres waren sie 1,3 und 1,27 Kilogramm schwer. «Ahmed, ich muss zum Arzt. Ich glaube, sie kommen», hatte sie damals des Nachts zu ihrem Mann gesagt. Im Beduinendorf Rashaida mitten in der jüdischen Wüste war es nicht einfach, ein Auto zu finden, das sie ins Nachbardorf fuhr, wo sie in einen Wagen für illegale Arbeiter umstiegen. Er brachte sie nach Bethlehem. Im Holy Family Hospital wurden die Zwillinge per Kaiserschnitt in die Welt gehoben. Drei Wochen später kamen sie für einen Monat ins Baby-Hospital zum Aufpäppeln. Eine Zeitlang weigerte sich Naja, ihre Kinder in den Arm zu nehmen, nicht weil sie so klein waren, sondern weil sie die Kinder ablehnte: Eine postnatale Depression hatte sie aggressiv gemacht und ihr vorübergehend jedes Mutterglück geraubt. Die Krankenschwestern im Spital waren überfordert. Sie begriffen auch nicht, warum kein Mensch sich um Mutter und Kinder zu sorgen schien. Niemand kam, weder der Vater der Kinder noch Najas Bruder oder ihre Schwiegermutter. Bis schliesslich Naja der Sozialarbeiterin Lina erzählte, dass ihr Mann im Gefängnis sitze, weil er ohne Bewilligung versucht habe, in Israel zu arbeiten, und dabei erwischt wurde. Naja borgte 2500 Schekel, um die Kautions für Ahmed zu bezahlen. Gemeinsam holten sie ihre Zwillinge heim. Von dem kleinen Vorplatz ihres Hauses sieht man fast bis zum Toten Meer. Im einzigen Raum steht ein Kinderbett, die Bettdecke zurückgeschlagen. Lina hat es gebracht, weil Naja und Ahmed das Geld dazu fehlte und sie die Kinder am Boden auf Kissen betten mussten, wo auch Skorpione und Schlangen leben.

Ahmed hat immer noch keine Arbeit, dafür Zeit, sich um die Kinder zu kümmern. Er trägt Bara sorgsam wie eine Glaspuppe im Arm. «Das ist eine Erfolgsgeschichte», sagt Lina. «Schau, wie zufrieden sie aussehen, wie liebevoll sie sind und wie gesund die Zwillinge.» Ahmed sagt, wenn er sich von Gott etwas wünschen könnte, wären es Arbeit und Frieden. Oder eigentlich nur Frieden, denn dann könnte er jeden Tag nach Jerusalem, um zu arbeiten, und müsste nicht bei anderen betteln. Naja sagt, sie würde sich Milchpulver und Pampers wünschen. Milchpulver erhalten sie manchmal vom Baby-Spital. Dann, wenn Lina kommt.